

Über den Kult des Alltäglichen und den Schein der währenden Figur

Nur wenige Künstler zeichnen mit ihrer Arbeit derart präzise Bilder von der uns umgebenden Welt, bei einer gleichzeitigen delphischen Verdichtung ihrer Spuren hinein in die menschliche Psyche, wie es Roland Reiter tut. Was er – Bezug nehmend zu seinem Schaffen – mit eigenen Worten als Theatralisierung andeutet, beschreibt den Prozess der intendierten Überformung von Körpern hin zu einem Realismus, dessen subversiv-bildhauerisches Potential sich über die Reflexion der Wahrnehmung in den Höhen und Tiefen des Bewusstseins manifestiert.

In diesem Sinne ist Roland Reiters Arbeit nicht nur in ihrer Präsentation ein inszenatorisches Moment inhärent, sondern auch ganz konkret in seiner fortlaufenden Beschäftigung mit der Maskierung des Subjektes: Historisch betrachtet geht mit der Maske selbst eine ritualisierte soziale Rolle einher, wobei sich ihr kultischer Charakter im Laufe der Zeit zu Gunsten ihres Unterhaltungswertes verringert und gleichzeitig ideell in das profane Alltagsleben des Individuums verschoben hat – gleichsam einem Sublimierungsverfahren ihres pagan-sakralen Ursprungs.

Wenn nun Roland Reiter Masken verwendet, um einerseits auf die soziokulturelle Komponente ihrer Genese hinzuweisen, dann geschieht dies andererseits auch ihrer veränderbaren Formgebung wegen: Das transparente Silikon als oberflächenvariables Material wird ebenso thematisiert wie das Fehlen der tradierten Auslassungen für Augen, Nase und Mund, wodurch die Abhängigkeit des Subjektes, seine Verformung nach außen wie seine blickbedingte Verklärung nach innen hinsichtlich seiner Maskierung wesentlich verstärkt wird. Die Maske bekräftigt somit ihr Versprechen einer applizierten Rolle, indem diese in ihrem Selbstzweck eine nicht mehr abnehmbare wird, um dadurch eine Verlebendigung zu erfahren, die das Subjekt dahinter aufzulösen scheint.

In der Auseinandersetzung des Künstlers mit Haarmaterialien könnte man ebenso eine Verschleierung des Subjektes zu Gunsten der Form verstehen, wengleich diese Konnotation einer zusätzlichen Lesart bedarf: Zu Unrecht sprechen wir nämlich vom Volumen des Haars, denn die Unmöglichkeit dessen, was wir als Einheit der Haartracht bezeichnen, beschreibt vielmehr eine veränderliche und nicht zu erreichende Idealform. Diese verkörpert somit eher einen imaginativen Raum als einen solchen, der objekthaft zu fassen wäre. Jenes Verständnis zur Materialqualität korrespondiert mit jenem des Künstlers, welcher das Haar als beständigen wie auch entsubjektivierten Informationsträger, der gar das menschliche Leben überdauert, herausstreicht.

In Reiters Zeichnungen etwa wird in der Linearität des Haares schließlich die Weigerung des Materials, eine konkrete und durchgängige Kontur anzunehmen, besonders deutlich – schließlich ist es die Kontur, die eine Figur erst zu einer solchen macht. Das einzelne Haar behält – trotz des Übertrags in das Medium der gesetzten Zeichnung – seine Eigenschaft als abstrakte Linie gemäß

den Überlegungen von Deleuze & Guattari, sofern man die Offenheit der Linie, welche die geschlossene Form eines Körpers nur andeutet, bedenkt.

Maske und Haar verstehen sich somit als subjektaffine Ankerpunkte in Roland Reiters gegenwärtiger bildhauerischer Arbeit, die – genauso wie die Überzeichnung der Form – danach trachten das Subjekt in letzter Konsequenz aufzulösen, um schließlich dessen Wesen für den Betrachter sichtbar und fassbar zu machen.